

Laibacher Zeitung.

Nr. 37.

Pränumerationspreis: Im Comptoir ganzj. fl. 11, halbj. fl. 5.50. Für die Zustellung ins Haus halbj. 50 kr. Mit der Post ganzj. fl. 15, halbj. fl. 7.50.

Donnerstag, 15. Februar

Insertionsgebühr bis 10 Zeilen: 1mal 60 fr., 2mal 80 fr., 3mal 1 fl.; sonst pr. Zeile 1m. 6 fr., 2m. 8 fr., 3m. 10 fr. u. s. w. Insertionsstempel jedesm. 30 fr.

1866.

Amstlicher Theil.

Der Staatsminister hat den Studienbibliothekar in Klagenfurt Dr. Ignaz Tomaschek zum Universitätsbibliothekar in Graz ernannt.

Die königlich ungarische Hofkanzlei hat die bei dem Rechnungsdepartement derselben erledigte systemisirte Rechnungsrathsstelle dem mit dem Titel und Charakter eines Rechnungsrathes daselbst angestellten Ludwig Kindermann verliehen.

Nichtamtlicher Theil.

Laibach, 15. Februar.

Die „Const. Destr. Zeitung“ hält es aus Anlaß der haarspaltenden und doch mehr zur Verwirrung als Klärung der Sachlage führenden Deutungen der Regierungsaussagen über den ungarischen Adressentwurf für geeignet, hervorzuheben, es könne keinem Zweifel unterliegen, daß sich die Regierung, nachdem der ungarische Landtag seine Forderungen in einer Adresse formuliert, sofort vollständig klar darüber gewesen, welche dieser Forderungen sie unbedenklich, welche sie in gewissen Grenzen zugestehen, welche endlich sie unbedingt nicht zugestehen werde. Aber es wird eben verhandelt, und wenn sich innerhalb des Rahmens eines fest beschlossenen Programms immer noch Raum für die eine oder die andere Konzession finden mag, so wird doch keiner der verhandelnden Theile die Verhandlung schon damit eröffnen können, daß er, was er gefordert und beziehungsweise geboten, unter allen Umständen als sein letztes Wort hinstellt. Dann wäre eben keine Verhandlung mehr möglich, dann würde nur einfach zwischen Annehmen und Ablehnen die Wahl gegeben sein. Wir maßen uns nicht an, über unterrichtet zu sein, bis zu welchem Punkt die Regierung Ungarn gegenüber möglicher Weise in ihren Zugeständnissen vorschreiten und über welchen Punkt sie unbedingt mit ihren Zugeständnissen nicht hinausgehen wird, so wenig wir andererseits wissen, wie weit etwa der ungarische Landtag seine Forderungen fallen zu lassen oder zu ermäßigen geneigt sein mag. Wir möchten, nur daran erinnern, daß Regierung und Landtag mit einander verhandeln und daß der Begriff einer Verhandlung es nicht allein nicht bedingt, daß der eine verhandelnde Theil sich schließlich vollständig zu dem Standpunkte des anderen bekennt, sondern daß ein Ergebnis der Verhandlungen um so sicherer und rascher

zu hoffen ist, wenn beide Theile sich einander entgegenkommen. Wenn man annehmen wollte, daß Regierung und Landtag, die Regierung in der Thronrede, der Landtag in der Adresse, schon das unwiderruflich letzte Wort gesprochen, so würde von einer Verhandlung überall nicht mehr die Rede sein können.

Wenn übrigens etwas geeignet ist, das Zustandekommen des Ausgleiches zu fördern, so ist es, nach ungarischen Blättern selbst, das in seiner großen Mehrheit aus unabhängigen, durch Geist, Besitz, Erfahrung, edle Gesinnung hochstehenden Patrioten bestehende Oberhaus, welchem nach den neuen Statuten vom Jahre 1848 das Recht auf Abfassung einer besonderen Adresse zustehen würde. „Bdöl Tanuja“ sieht in dem Oberhause ein heilsames Gegengewicht und erinnert daran, wie vor 17 Jahren in der Debrecziner Kirche der unüberlegte und allzu feurige Phaeton aufzog, freilich nicht, ohne das Schicksal seines Vorbildes zu theilen.

Der Telegraph hat uns seitdem das Resultat der Magnatenkonferenz gebracht. Die Majorität für die Sonderadresse war weit überwiegend, wie man dies vorherjah.

Obwohl uns der Inhalt der Adresse bis jetzt unbekannt ist und dieselbe sich vielleicht wesentlich nicht von der des Abgeordnetenhauses unterscheiden dürfte, wollen wir doch schon die Erlassung derselben als ein günstiges Omen für das Zustandekommen des Ausgleiches begrüßen.

Oesterreich.

Wien, 12. Februar. (G. C.) Wir sind ermächtigt, die von dem „Fremden Blatte“ vom 11. d. M. gebrachten, einem Pester Briefe entnommenen angeblichen Äußerungen Sr. Excellenz des Herrn Staatsministers über die Bedingungen, unter welchen er die Ernennung eines ungarischen Ministeriums Sr. k. k. apostolischen Majestät einrathen wolle, so wie die weiteren hieran geknüpften Auslassungen — als gänzlich ungegründet zu erklären. — Ebenso ist die Meldung des „Mährischen Korrespondenten“ über die angeblich beschlossene Auflösung der zieleithanischen Landtage und den Zusammentritt der neugewählten Landesvertretungen gegen Ende des Sommers — völlig aus der Luft gegriffen.

— 13. Februar. Eine Wiener Korrespondenz der „Breslauer Zeitung“ will von einer angeblich hier eingelaufenen Note des Grafen Bismarck wissen, worin die Gasteiner Konvention — „gekündigt“ wird. Hier ist von einer solchen Note nichts bekannt, wie denn überhaupt seit dem Abschlusse der Konvention zwischen den

beiden deutschen Großmächten kein Notenwechsel stattgefunden haben dürfte, der die definitive Gestaltung der Herzogthümer zum Gegenstande gehabt hätte. (Br. Abdpst.)

Triest, 10. Februar. Man nimmt allgemein an, daß die Kommission, welche der hiesige Landtag zur Behandlung des Antrages von Hermet und Konforten (daß italienisch ausschließlich die offizielle Sprache in Triest sein solle) ernannt hat, den einfachen Uebergang zur Tagesordnung empfehlen werde. (St. den neuesten Nachrichten zufolge gesehen. Ann. d. R.) Genehmigt dies der Landtag, so gelangt nach dem, was man in den verschiedensten Kreisen der Triester Bevölkerung — in italienischen, deutschen und slavischen — hört, das öffentliche Urtheil der großen Majorität unserer Stadt in der kürzesten und treffendsten Form zu einem authentischen Ausdruck. Der gesunde Sinne der gebildeten Triester hat über den Antrag bereits den Stab gebrochen und theilt die Ansicht, daß es zu viel Ehre für ihn wäre, wenn der Uebergang zur Tagesordnung von der Angabe der Motive begleitet würde. (Tr. Ztg.)

Vest, 12. Februar. Dem „Lloyd“ geht aus einer Quelle, welche er für authentisch hält, die Mittheilung zu, daß der Rechtskontinuität in Ungarn in allen Punkten Genüge geleistet werden wird. Selbst der wesentlichste Theil der Forderungen dürfte zu den erreichbaren Dingen gehören. Nach Entgegennahme der Adresse werde der Landtag aufgefordert werden, alle darin verheißenen Verathungen über die Lösung der Verfassungsfragen fortzusetzen und die bezüglichlichen Gesetzesentwürfe vorzubereiten. Nachdem jedoch nur der gekrönte König Gesetze sanktioniren kann, werde Se. Majestät für den Akt der Krönung und die Sanktionirung der Gesetze ein ungarisches Ministerium ad hoc ernennen, vielleicht nur den Ministerpräsidenten und den Minister des Innern, denen die Kontratsignierung der Gesetzeartikel zusteht. Das Schicksal des Ministeriums nach Sanktionirung der die Regelung der staatsrechtlichen Verhältnisse bezweckenden und zu vereinbarenden Gesetze hänge von diesen Vereinbarungen zwischen Krone und Landtag ab. — In der hiesigen Magnatenkonferenz waren bei 200 Mitglieder anwesend. Die Majorität erklärte sich für eine Separatadresse. Graf Anton Szecsen erklärte, dieselbe werde von den Prinzipien der Deputirtenadresse nicht abweichen. Morgen findet in Angelegenheit der Adresse eine öffentliche Sitzung der Magnatenversammlung statt.

Agram, 10. Februar. Die kroatischen Blätter bringen noch keine meritorische Beurtheilung der ungarischen Adresse, nur „Pozor“ macht nebenbei die Bemerkung, dieselbe sei ganz darnach angethan, die gegen den Rakitschen Adressentwurf erhobenen Einwendungen

Seuifleton.

Die Frankin.

Originalnovelle

von Johann Schoner.

(Fortsetzung.)

Die Frankin steckte das Geld mit bangem Herzen ein. „Ich werde, weil ich selbst nur lesen, aber nicht schreiben kann, vom Nachbar einen Brief an meinen Hans aufsetzen lassen und die zehn Gulden hinein thun, und Sie könnten wohl so göttig sein, es morgen meinem Sohne mitnehmen.“

„So, so, dem Hans gehört das Geld?“ sagte der Kaufmann.

„Warum fragen Sie denn, Herr Ignatz?“ „Jenn, es haben gestern die Herren Studenten bei mir ein Glas Wein getrunken, Abends spät, und da wurde denn so Manches gesagt.“

„Was denn, Herr Ignatz, was denn? Was hat Schulzenjulus über meinen Hans geredet?“

Der schlaue Kaufmann merkte sogleich aus der ungeheueren Aufregung der Frankin, daß sie von dem Treiben ihres Sohnes einige, aber unbestimmte Nachrichten erhalten hatte.

„Tröstet Euch,“ sprach er, „Ihr wißt ja, die Leute sprechen selten Gutes von Einem. Als meine erste Frau gestorben war, da habt Ihr auch zu meinem Schwager gesagt, ich hätte sie zu Tod geärgert, und es war doch eine blasse Verläumdung, Frankin, was Ihr damals sprachtet.“ Und Herr Ignatz lachte geschäftsmäßig. Die Frankin aber entgegnete: „Das hat Euer Schwager gesagt, und dem hat es seine sterbende Schwester vertraut, Herrn Ignatz. Ich bin unschuldig, ich habe nicht ein Wortchen hinzugefügt, als Ihr Herr Schwager auf der Rasenbank unter meiner Linde saß und weinte, daß Sie ihm seine Sachen

vor die Thüre gestellt hatten. Aber sagen Sie, was haben die Herren Studenten über meinen Hans gesprochen?“ — „Die Einen das, die Anderen jenes. Der hält ihn für einen Lumpen, ein Anderer vertheidigt ihn.“ — „Scintlich erinnerte sich aber der Kaufmann, daß nur die Lumpen sich des Hans angenommen hatten. „Der Schulzenjulus,“ was hat der gesagt?“

„Ich weiß es nicht. Bringt mir nur den Brief, ich nehme ihn gerne mit in die Stadt. Auch will ich nachsehen, wie es mit Eurem Sohne steht, und Euch reinen Wein einschenken. Ostersamstag kehre ich zurück.“

„Thun Sie das Herr Ignatz, und ich will Ihnen von Herzen danken.“

Und die Frankin verließ mit einem mechanischen „In Gottes Namen!“ das Gewölbe des falschen Kaufmanns.

III.

Der Brief der alten Mutter an ihren geliebten Hans enthielt kein Wort des Tadels oder der Andeutung jener Todesangst, welche sie seitweger ausstand. Sie fürchtete in der That, ihn zu verlegen und sich seinen Unwillen zuzuziehen, sich seine Liebe zu verschmerzen. Als sie denselben dem Kaufmann überreichte, lag die Bitte auf ihrer Zunge, Herr Ignatz möge den Hans doch ein wenig ausspioniren und ihm, wenn es nöthig sein sollte, in ihrem Namen die Leuten lesen. Doch das alte Mütterchen vermochte es nicht, ihren Sohn den bösen Vermuthungen des falschen Mannes zu überliefern. Herr Ignatz aber kam ihr entgegen, indem er von selbst versprach, was sie zu bitten sich schenete. Weil er voransah, was er werde berichten können, traf er Einleitungen, es berichten zu dürfen.

„Wie ich Euch versprochen habe, ich will mich überzeugen, ob Hans der alte brave Student ist — und ich glaube es — und ob seine Feinde bloße Erdichtungen in die Welt streuen. Ich werde mich jedenfalls Eures Sohnes wie meines eigenen annehmen.“

Nach kurzem Dank verließ die Frankin den Kaufmann. Als sie den Dorfweg hinaufschwankte, murmelte sie: „Der Ignatz hat etwas vor, er ist mir zu freundschaftlich.“

Auch dadurch geängstigt, verlebte die alte Frankin in der That eine Marterwoche. Wohin sie blickte, starrte ihr eine ganz veränderte Welt entgegen. In Noth und Entbehrungen hatte der Gedanke an ihren Sohn, an ihren geliebten, wackeren Hans sie nicht nur aufrecht erhalten, sondern mit Stolz erfüllt, und die armselige Stube verwandelte sich in ihrem erheiterten glänzenden Auge in einen prächtigen Salon; die alten Kleider, welche kaum mehr eine Reparatur ertragen wollten, nahmen den Hochzeitsglanz wieder an, durch den sie vor vielen, vielen Jahren die Augen der Hochdorfer auf sich gezogen hatten. Das baufällige Häuschen ließ sie vom Nachbar, so gut es gehen wollte, stillen, den Baum des Gartens mit neuen Staketen, das bemooste Dach mit neuen Schindeln flicken, und meinte, wenn sie auf dem Boden irgendwo ein Schaff unterstellen mußte, damit der eindringende Regen den Estrich nicht aufweiche, lächelnd zu sich selbst: „Ei, in einigen Jahren ist Hans ein vornehmer, reicher Herr; dann liegt ihm an der Kalupe nichts; was sollt' ich meine dreihundert Gulden in sie hineinstecken und dann betteln gehen?“

Heute sah die Frankin alles mit andern Augen an. Ihr Stolz lag zertrümmert vor den Stufen der „Schulzerei“ und im Gewölbe des falschen Kaufmanns. Aus den Löchern ihrer Kleider blickte eine Armuth, trostlos, unvertilgbar, ewig; es war ihr, als wäre Hans gestorben. Kaum nach dem Begräbniß ihres Mannes hatte die Frankin eine solche Leere, eine so drückende Verlassenheit empfunden. Als sie den Gatter ihres Gartens schloß und ihr morsches, hölzernes Häuschen vor sich erblickte, fürchtete sich ihr Fuß, die Schwelle zu betreten; die Bormauer hatte sich längst gesenkt und eine förmliche Ausbuchtung bekommen; die Frankin schien das erst heute zu bemerken. Das dunkle Vorhaus kam ihr so unheimlich vor, und in der leeren Stube angelangt, sank sie

zu entkräften, denn die ungarische Adresse sei noch länger, greife noch weiter als bis zum Jahre 1861 zurück, verurtheile noch entschiedener das frühere Regierungssystem, bringe noch weitläufigere staatsrechtliche Erörterungen, bediene sich einer nicht minder entschiedenen Sprache und enthalte noch mehr Forderungen als der Rast'sche Entwurf.

Rusland.

München, 10. Februar. Einem vielfach verbreiteten Gerüchte zufolge hätte sich Regierungsdirektor von Vogel zur Annahme des Portefeuilles des Staatsministeriums des Innern bereit erklärt. Die Ernennung des künftigen Kultusministers scheint dagegen weniger definitiv festzustellen.

Die Nachrichten aus **Italien** stellen eine bedenkliche Krisis in Aussicht, so eröffnete die radikale „N. Frkf. Ztg.“, eine Freundin der italienischen Revolution, ihre Uebersicht. Ihr Mailänder Korrespondent berichtet über Unruhen, welche in Como aus Anlaß der Steuererhebung stattgefunden haben; aus andern Theilen des Königreichs haben wir schon in den letzten Tagen ähnliche Mittheilungen gebracht. Die finanziellen Projekte des Herrn Scialoja werden ohne Zweifel von der Kammer verworfen werden. Etwas Besseres hat aber die Linke vorerst nicht entgegnen können, da sie von einer durchgreifenden Militärreduktion eben so wenig wissen will, als die Rechte. Was soll die Regierung thun? Der Korrespondent stellt eine demnächstige Kammerauflösung in Aussicht.

Florenz, 6. Februar. Die von der Regierung verlangte Bewilligung der provisorischen Weiterführung des Budgets auf andere zwei Monate wird aller Wahrscheinlichkeit nach im Lauf dieser Woche noch zur Verhandlung kommen. Wie die Dinge heute stehen, dürfte die Linke die Bewilligung verweigern. Es sei, heißt es in diesem Lager, hoch an der Zeit, die Vertrauensfrage zu erheben und über die Stellung der Parteien klar zu werden. Es handle sich um ein neues System der Besteuerung, es handle sich um eine allgemeine Reformirung der Verwaltung. Wie soll man die Lösung solcher Fragen von einem Kabinet erwarten, das an jedem Tage seines Erscheinens in der Kammer besüßten müsse, es könne ein Anzidenzfall von geringer Wichtigkeit ein Mißtrauensvotum und eine neue Krise provozieren. Das Gefühl dieser Unsicherheit kommt in der Nachgiebigkeit der Minister nun oft genug zum Ausdruck. Wie weit man in dieser Nachgiebigkeit geht, mag beispielsweise folgende in der Kammer abgegebene Erklärung des Ministers des Innern deutlich machen. Es handelte sich um die Wahlfähigkeit jener Beamten, die um des Mandates willen auf ihren Gehalt verzichten. Der Minister nahm die Partei der Opposition, die sich gegen die Zulassung aussprach. Die Art, wie er es that, muß überraschen. Er erklärte, daß es nicht gestattet werden könne, der Umgehung der Gesetze freien Spielraum zu lassen, und daß ja leicht zwischen den Ministern und den Beamten ein heimliches Uebereinkommen Platz greifen könne, wonach jene die abgeordneten Beamten, selb nur die Loosung glücklich aus, im Genuß ihres Gehaltes, vielleicht nur unter anderer Form, belassen, jenes Gehalts, auf den die Abgeordneten zur Ueberlistung der Kammer und des Landes Verzicht geleistet hätten. Die Linke nahm diese Erklärung mit stürmischem Beifall auf; hätte es doch nicht leicht der Kühnste aus ihrer

Mitte wagen wollen, so zu sprechen, obgleich man es hier in Sachen des Mißtrauens und der Verdächtigung nicht allzu feierlich und schwer nimmt und der Geist der Diffidenz durch alle Kreise weht. Der Fall des Ministers steht wahrlich nicht vereinzelt. Der Abgeordnete Cortese, vor wenigen Monaten noch Minister der Justiz und Siegelbewahrer, machte just auch in einer der letzten Sitzungen die wunderliche Mittheilung, daß es eine große Summe öffentlicher Gelder gäbe, mit denen die Minister nach Willkür und ohne Rechnungsführung gar leicht verfügen könnten, und bezieht sich dabei auf eine Kasse, aus der er selbst auf ausdrücklichen Wunsch des Königs hätte schöpfen müssen. — Marchese Bepoli, in den Kreisen der Regierung so wohl unterrichtet und seinerzeit Minister, erklärt von der Rednerbühne aus, daß die „Opinione“ ein offizielles Blatt sei und alles, was man darin seit einiger Zeit zur Schande und Verdächtigung der Kammer habe lesen können, direkt aus dem Schoße der Regierung gekommen sei. Diese Sprache führen die sogenannten Moderati und zum großen Ueberflusse noch bei der Verhandlung von Gegenständen untergeordneter Bedeutung.

Florenz, 12. Februar. Die Depesche des Generals Lamarmora vom 6. d. M. an den italienischen Gesandten in Madrid sagt: Ich beauftrage Sie, den Minister des Aeußern, Herrn Bernudez de Castro, zu erinnern, daß, wenn die September-Konvention auch im Prinzip der Nicht-Intervention haltigt, sie dennoch die Anwendung dieses Prinzips bestimmten Bedingungen unterordnet. Diese Bedingungen gehen ausschließlich Frankreich und uns an. Sie werden daher folgegemaß erklären, daß für die anderen Mächte ihre Nichtintervention in die politischen Angelegenheiten Roms stets ein rein einfaches Prinzip bleibt, wonach sich unveränderlich Italien richten wird.

Rom. Die Veröffentlichung der diplomatischen Korrespondenz der französischen Regierung bezüglich der römischen Angelegenheiten soll, wie das „Memor. diplom.“ mittheilt, in Wien einen ausgezeichneten Eindruck hervorgebracht haben. „Wir haben schon früher bemerkt“, fügt das genannte Blatt hinzu, „daß der neue Botschafter Oesterreichs beim h. Stuhle Instruktionen erhalten habe, die ihm gestatten, die Aktion Frankreichs in Rom zu unterstützen. In der That herrscht zwischen Herrn v. Hüner und Herrn v. Sartiges die vollste Uebereinstimmung, natürlich innerhalb der Grenzen der von Frankreich in der September-Konvention eingegangenen Verpflichtungen.“

Paris, 8. Februar. Die neuesten Nachrichten aus Mexiko lauten zufriedenstellend. Die Kaiserin Charlotte hatte erst am 30. Dezember Puebla verlassen, der Kaiser war ihr nach San-Martin entgegengeereist und beide Majestäten trafen Vorkehrungen zu einem Ausfluge nach Cuerna-Vacca, wo die Gesandten Frankreichs und Großbritanniens sie erwarten sollten, als die Trauerbotschaft von dem Tode des Königs der Belgier eintraf und dieses Vorhaben vereitelte. Die Purifikation macht allenthalben Fortschritte, die Banden werden immer seltener; ein entlassener Oberst Gregorio Patico versuchte ein Pronunciamiento in Morelia in Szene zu setzen, aber das Komplott wurde entdeckt, Patico verhaftet und vor ein Kriegsgericht gestellt. — Zwischen Brownsville und Matamoros herrscht, allen politischen Hegereien und Demonstrationen zum Trotz, ein reger Handelsverkehr und im Hafen Vera-Cruz ein schon seit mehr als zehn Jahren nicht gesehenes Leben. Sehr

beträchtliche Sendungen waren dort namentlich von Petroöl und verarbeitetem Eisen aus den Vereinigten Staaten eingetroffen, auch von französischen Manufaktur, echten und falschen Bijouterien, Pariser Artifeln und Weinen. Zucker war Anfangs des vorigen Monats bedeutend im Preise gestiegen. — In der „France“ ergreift heute Herr v. Lagueronniere wieder zum ersten Male seit dem Tode seines Bruders das Wort, um die mexikanische Politik der Regierung gegen die Angriffe des Herrn Duvernois in der „Presse“ zu vertheidigen. Man vernimmt, daß der Vikonte auch im Senat sich über diesen Gegenstand vernehmen lassen werde. — Die berühmte Gemäldesammlung des Grafen d'Espagnac soll demnächst öffentlich versteigert werden; sie war seit Auflösung der Galerie Pourtales die kostbarste Privatsammlung von Paris.

Madrid, 8. Februar. General Prim hat an das progressistische Komitee ein Schreiben geschickt, in welchem er von seinem Verfahren Rechenschaft ablegt und einige Beschwerden bezüglich der letzten Ereignisse erhebt.

Amerika. Die verschiedenen südamerikanischen Republiken haben, wie verlautet, trotz der sie bindenden Beschlüsse des Kongresses von Lima, in Chili erklären lassen, daß sie nicht gesonnen seien, sich an den Feindseligkeiten gegen Spanien zu betheiligen. Im Gegentheile riefen sie der Republik eine versöhnliche Politik im beiderseitigen Interesse auf das dringendste an.

Tagesneuigkeiten.

— Die von mehreren Blättern gebrachten Nachrichten über ein angebliches Unwohlsein Sr. Erzellenz des Herrn Ministers des Aeußern Grafen Mensdorff sind, wie die „G. Z.“ meldet, völlig aus der Luft gegriffen. Sr. Erzellenz befindet sich ganz wohl und ist in den letzten Tagen, wie sonst, ununterbrochen den Geschäften obgelegen.

— Die Gemeindevertretung von Gitschin (Böhmen) hat in ihrer Sitzung vom 8. Februar d. J. Sr. Erzellenz den Herrn Staatsminister Grafen Belcredi einstimmig zum Ehrenbürger ernannt.

— Eine Ausgabe von Photographien aller bemerkenswerthen Grabmäler der Wiener Friedhöfe ist soeben in Wien erschienen.

— Nach aus amtlichen Quellen entnommenen Daten waren, wie wir im „Sürgöny“ lesen, zu den Wahlen des gegenwärtigen Landtages im ganzen Lande 705.056 Wähler eingeschrieben; davon waren der Qualifikation nach 484.013 Grundbesitzer, 43.102 Handwerker, 217 Fabrikbesitzer, 3596 Handelsleute, — 43.789 durch Einkommen, 30.755 durch Zuteilung und 99.584 durch den früheren Rechtstitel (Adel) qualifizirt.

— Wie die „Gaz. nar.“ erfährt, soll in jeder Landeshauptstadt eine Kommission niedergesetzt werden, deren Aufgabe es sein wird, behufs Vorbereitung der politischen Reorganisation von den gegenwärtigen Beamten diejenigen zu bezeichnen, welche in die neue Organisation hinübergenommen werden sollen. Eine solche Kommission soll in Lemberg bereits niedergesetzt sein und auch schon ihre Arbeiten unter dem Vorfig des Statthaltereirathes Gehn begonnen haben.

— „P. Naplo“ berichtet über folgende Kundgebung der Sympathie Dalmatiens für Ungarn. Eine dalmatinische Altiengeellschaft geht mit der Absicht um, in Spalato ein Gebäude nach dem Muster der Procuratie

auf die roth und blau bemalte Lade, neben der der Säger (Zeiger, d. h. die Uhr) stehen geblieben war. Wer das Bilden einer Schwarzwalderin gewöhnt ist, der erschrickt über die Grabesstille nach ihrem Abgange. Der Frantlin fehlte die Kraft, die Uhr aufzuziehen. Versunken in dunkle Träume, durch die Qualen der Ungewißheit über das Heiligste ihres Herzens, von dem sie mehr als von Speiß und Trank gelebt hatte, in ihrem Innersten gebrochen, blieb sie auf der Truhe sitzen, ohne etwas Bestimmtes zu fühlen. Es kam der Mittwoch — die Landleute nennen ihn den krummen Mittwoch — es folgte der grüne Donnerstag und der Charfreitag, wahre Leidestage für die Frantlin. Alle ihre Bemühungen, über Hans bestimmtere Nachrichten zu erfahren, scheiterten an der Diplomatie der Bauern. Alle wußten nun schon die Veränderung, welche mit ihrem Sohne vorgegangen war, aber alle gingen an ihr mit stillem Lächeln vorüber, keiner theilte ihr das Mindeste mit; doch nicht das Mitleid schrieb ihnen diese Sumpfglätte vor, sondern ihre Schwäche fürchtete sich vor der Aufregung und den Folgen, die durch eine Mittheilung in der Seele des alten Weibes entstehen könnten.

Da lag am Charfreitag die arme Frantlin auf dem Kirchensplatz vor dem großen Kreuzfig, welches zum Kusse vor die Gläubigen gelegt wird, und betete inständig für ihren Sohn; hinter ihr saßen in den halbleeren Bänken Weiber, die sich des Unglücks der Alten freueten, und Männer, die jahrelang den Pfarrern von dem süßen Herzen Jesu, von der unbefleckten Empfängniß Mariens, von der Unvergänglichkeit der katholischen Kirche hatten predigen hören, die nun aber am Grabe des Heilandes hochmüthig einem brechenden Mutterherzen. Auf den Knien entsagte die reiche Kaufmannsrau von ihrer Bank bis zu dem Kreuzfig vor dem Kommuniongeländer, und alle Anwesenden lobten die Frömmigkeit der mit ihrem seidenen Kleide über die kalten Pflastersteine hinrauschenden Frau; die aber sprach in ihrem Herzen, als sie neben der Frantlin kniete: „Wenn ich nur dieses alte Weib nicht sehen brauchte, es ist mir in der Seele zuwider.“ Der Geistes-

stärke der Frantlin war von jeher die Erbarmlichkeit der Kaufmannsgattin nicht entgangen, und von wem der Gemeine sich erlaubt, den haßt er.

Nirgends fand die Alte einen Anhaltspunkt; sie hatte in der Hoffnung auf ihren Sohn es versäumt, sich Freunde zu machen, hatte zu offen geantwortet auf jede Frage und zu besser gesucht, wen sie auf Abwegen gesehen. Manchem Aberglauben war sie ausgewichen und dadurch bei der Geistlichkeit in üblen Ruf gekommen; deshalb wurde sie auch von den übrigen Hochdorfern gemieden, wenn die Befürchtung nahe lag, der Pfarrer könnte den näheren Umgang mit der Frantlin erfahren. Nur ein Mädchen von etwa 15 Jahren, ein Waisenkind, das bei einem Bauer als Hirtin diente, scheute sich nicht, in stiller Abendstunde die Stube der Frantlin zu besuchen, mit der Alten zu beten oder, auf einem kleinen Schämeltisch zu ihren Füßen sitzend, bei traulichem Mondenschein den weisen Erzählungen des Mütterchens zu lauschen. Ihr großes blaues Auge, das sonst mehr nach Innen zu blicken schien, hing dann in neugierigem und süßem Selbstvergessen an dem lächelnden Munde der erfahrenen Alten. Nur wenn Hans bei seiner Mutter war, kam Marie nicht zur Frantlin. In der Charwoche hatte die blondhaarige Hirtin viel Arbeit; die Bauern lassen in Haus und Stall, auf Boden und Tenne, in Keller und Zimmer nach altem Brauche Ordnung machen und Dinge reinigen, die sonst das ganze Jahr unbeachtet im Staube liegen. Deshalb konnte Marie zur Frantlin nicht kommen; auch glaubte sie, Hans sei „derheim“ (zu Hause); und wenn sie ihn auch nirgend sah, so wollte sie doch um ihn nicht fragen.

Erst am Abend des Charfreitag erfuhr Marie zufällig aus einem Gespräch ihres Dienstherrn mit dessen Weibe, daß Hans ein Lump geworden und in der Stadt geblieben sei. Das Mädchen fand keine Gelegenheit, sich vom Hause zu entfernen und die Frantlin zu besuchen. Es mußte Bänke reiben; aber auf die nassen Hände fielen gefaltene Tropfen aus den blauen Augen. —

IV.

Kaufmann Ignatz traf den Hans und seinen Mephisto Rudolf im Kaffeehause. Sie verschlangen die eben erschienenen Zeitungen, dichte Tabakwolken vor sich hinblasend, die Glanzstiefeln auf den Divan gezogen.

„Bald hatt' ich die Herren nicht erkannt,“ sagte er mit seinem süßesten Lachen. „Ich hielt den Herrn Rudolf für einen Reithnedt und Sie, Herr Hans, für einen Grafen.“

„Wir kommen Sie, edelster aller Philister, die dem Eselsknochen des Simson entlaufen sind, vor wie der glasköpfige Caesar, wenn er in französischer Tracht zur Thür hereinträte. Bringen Sie nicht einen Brief von meiner Alten mit?“

„Ja, ja, und lumpige zehn Gulden Geld darin.“

„Sie haben Anlagen zu einem Studenten, Herr Ignatz! Lumpige zehn Gulden, sagen Sie. Recht so, Lumpige zehn Gulden.“

„Zu einem Geschäft zu wenig, nur zum Berlumpen viel genug.“ Und Ignatz reichte den Brief dem Studenten. Dieser erbrach ihn, zog die Banknote heraus und knitterte sie nachlässig und eilig in seine Brieftasche, damit der Marqueur sie nicht erblicke, bei dem er sofort alte Schulden hätte zahlen müssen. Den Brief steckte er ungelesen in die Tasche.

„Wollten Sie nicht ein Geschäft mit mir abschließen und mir noch zehn Gulden vorsecken?“ fragte Hans.

„Von Herzen gern, wenn Sie mir nur auch dieses zweite Darlehen erhalten zu haben befähigten.“

„Das versteht sich von selbst.“

„Lesen Sie den Brief Ihrer Frau Mutter. Sie schreibt, daß ich die Ehre hatte, ihr mit der Vorseckung dieser Kleinigkeit auszuweichen; hier empfangen Sie abermals zehn Gulden und haben die Güte, mich auf Ihre mütterlich Erbtheil von dreihundert Gulden, stehend dermal beim Pilsbauer, anzuweisen.“

(Fortsetzung folgt.)

